Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 10

Artikel: Die goldbraune Geliebte [Fortsetzung]
Autor: Schott, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753357

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die goldbraune Geliebte

ROMAN VON PAUL SCHOTT

6. Fortsetzung

Eben wollte er, nach einem Blick auf die Uhr, aus der Bibliothek ein Werk über «Limogen und ihre Fälschungen» holen, als der Diener mit verwundertem Gesichte noch einen Besucher meldete:

«Es ist ein Herr, ein einfacher Mann eigentlich, der den Namen eines Herrn Salimbeni nennt.»

«Salimbeni? Lassen Sie ihn herein, Bruno!» Salimbeni? Das war zu erwarten gewesen, daß der Conte Angst bekam und sich Richtlinien holte. Aber warum kam er nicht selbst? Lächerliche Uebervorsicht! Gomez trat ein.

«Ich spreche schlecht italienisch, verstehen Sie englisch?» sagte er sofort. Cavalcanti empfing ihn mit der gewohnten lauten Jovialität:

«Englisch? Natürlich! All right! Speak english if you please! Was wünscht Conte Salimbeni von mir? Ist er krank? Warum ist er nicht selbst gekommen?» Aber bei dem nächsten Satze des fetten Mannes erschrak Cavalcanti, dem an diesem Abend der Schrecken schon so viel zugemutet worden war, so sehr, daß er sich nur mit Mühe faßte. Er hatte auf einen Stuhl gedeutet, Gomez war stehen geblieben und hatte nach einem Räuspern geschnauft:

«Wo haben Sie die Geige, zum Teufel! Sie haben die Geige gekauft, ich weiß es.» Cavalcanti vermochte, obwohl er mehrfach dazu ansetzte, keinen Laut herauszubringen. Sein Gesicht verfiel, er sah aus wie ein Greis, von dem man sagt, er sei ehemals ein rüstiger, schöner Mann gewesen. Gomez kam näher: «Sie haben für die Geige ein Vermögen bekommen. Geben Sie mir die Hälfte des Geldes, das Sie an der Geige verdient haben!» Seine kleinen Augen glitzerten zwischen den schmalen Schlitzen, alles Europäische schien von ihm abgefallen.

«Wer sind Sie?» fragte der Händler endlich und hielt sich wiederum an dem langen Klostertisch fest.

«Gleichgültig!» Der Halbmalaie kam immer näher, sein weißes Gesicht glich einer japanischen No-Maske aus kreidig lackiertem Holz. «Ich will wissen, wem Sie die Geige verkauft haben, ich will die Belohnung haben.»

«Hinaus! Ich weiß nichts von dieser Geige», zischte Cavalcanti.

«Zahlen Sie die Hälfte von dem, was Sie verdient haben, und ich mache die Anzeige nicht», keuchte Gomez, und Cavalcanti mußte die Augen schließen: Dieser andere Erpresser hat den Kerl geschickt — das wird ewig so fortgehen — wie kann man das ertragen? — So sprühte es kaum wahrnehmbar durch sein ermattetes Gehirn.

«Ich zahle gar nichts», stöhnte er und tastete nach der Klingel, die auf dem Tische lag. Aber Gomez hieb seine fette Hand auf die seine und brüllte:

«Sie wollen mich hinausschmeißen lassen? Dann sage ich dem Diener und dem ganzen Haus und der Polizei, daß Sie ein Dieb sind, ein Räuber, der andern Leuten gestohlene Geigen abkauft und sie um ihr Geld bringt, dann . . .» Der Mischling vermag nicht weiterzusprechen. Der massige Mensch hat sich auf ihn geworfen, als Gomez die Beschimpfungen ausgesprochen hatte, sein sonst so beherrschtes souveränes Gesicht ist furchtbar fahl, die roten behaarten Hände haben sich vorgekrallt und den fetten Mann an Hals und Schultern gepackt:

«Hinaus, hinaus aus meinem Hause! Sofort!» schreit er. «Verfluchte Erpresser, ich hab es satt! Hinaus!» Und er drängt mit letzter Kraft den andern zur Türe. Gomez versucht vergeblich, sich aus den Fäusten des Riesen zu entwinden und röchelt: «Hund, Dieb, Gauner —», fühlt sich aber von Cavalcanti immer weiter rückwärts gedrängt, obwohl er die Füße in den Teppich stemmt. Plötzlich reißt er einen Revolver aus der Hosentasche, bekommt den Arm frei und schießt. Ein Schlag, durchdringend und flach. Gomez, geblendet von Feuer und Rauch, springt auf den Gang, poltert die kurze Treppe hinunter, hinter ihm brüllen zwei Stimmen, offenbar die Diener, eine Türe neben dem Ausgang wird aufgerissen, eine Hand greift nach dem Fliehenden, der mit voller Wucht einen Mann gegen die Wand schleudert, dann ist er auf der Straße, überquert sie und ist auch schon im Dämmerlicht einer kleinen Gasse verschwunden. Der Portier — er ist es gewesen, der den Mörder am Tore hat aufhalten wollen — verfolgt ihn noch ein paar hundert Meter, kehrt aber dann, da er die Erfolglosigkeit seiner Jagd im Gewirr der dunklen Gassen einsieht, ins Haus zurück. Dort haben die Diener ihren Herrn mit einer Schußwunde tot auf dem Teppich gefunden und auf ein Bett gelegt. Fünf Minuten später trifft die Polizei ein.

9. Kapitel

Ueber Piacenza und Chiari war man in rascher Fahrt bis Iseo gekommen, wo man am unteren Ende des Sees den Wagen verlassen hatte und in das Motorboot eingestiegen war, das der Chauffeur in etwa zehn Minuten bis zum Landungsplatz unterhalb der großen Villa lenkte, die Lorenzetti vor Jahren am Fuße des beinahe sechshundert Meter hohen Inselberges Montisola hatte erbauen lassen.

Fast die ganze Fahrt über hatte der alte Mann nichts gesprochen. Immer von neuem hatte Faustina ihn gefragt, ob er denn noch immer böse sei wegen des Telephongespräches mit dem Geiger, aber er hatte nur den Kopf heftig gedreht, die farblosen, rot geränderten Augen zusammengezwinkert und verneint. Man sei ja also gottlob bald wieder zu Hause. Der Onkel könne sich gar nicht vorstellen, wie niedergeschlagen der arme Grengg sei wegen des Verlustes seiner Stradivari, hatte Faustina einmal, halb zu Miß Francis gewandt, gesagt, aber da hatte der Sammler unwillig gebrummt, es sei doch kein solches Unglück, der Mann habe gewiß genug Geld, um sich ein anderes erstklassiges Instrument zu verschaffen. Einige Zeit hatte das Mädchen versucht, eine Menge Gründe einzuwenden: Grengg sei doch Künstler und nicht Sammler, die Geige bedeute ihm mehr als einen Sammelgegenstand, sie sei sozusagen ein Glied seiner Hand. Aber der Onkel war wütend geworden; Faustina sei ja ganz vorzüglich über diesen Menschen und seine Gefühle informiert, wobei er Miß Francis so zornig ansah, daß diese den Kopf noch tiefer über ihre Strickarbeit beugen mußte. Und kurz vor der Landung an der hohen Insel hatte er im Motorboot zu Faustina, gewissermaßen eine Episode abschließend, hinübergerufen, ob sie wisse, daß dieser Spanier oder Baske oder was er sei, bei ihm am letzten Tage angefragt habe, ob er «am Iseosee» einen Besuch machen dürfe. Und als Faustina entsetzt verneint hatte, fügte Lorenzetti hinzu, er habe dem Herrn alle Lust zu einem Besuche genommen: «Wir sind sehr einsam», habe er ihm gesagt, «wir empfangen wenig Besuche.» Was Faustina denn über den Mann wisse? Worauf sie errötend antwortete, Zubiaurre habe jahrelang in den Tropen gelebt und sei gewiß sehr reich. Im übrigen lege auch sie keinen Wert auf seinen Besuch.

In den ersten Tagen war der Onkel kaum zu sehen gewesen. Nach seiner Gewohnheit beschäftigte er sich mit seinen Sammlungen. Faustina sah ihn in Fachwerken blättern, Kataloge ergänzen, Gegenstände rücken, umstellen oder handhaben. Bald betrachtete er sich grimassierend in einem Rokokosilberspiegel, bald zeigte er ihr den Goldglanz auf einer «Azulejo», einer altspanischen Kachel, oder lehrte sie Porzellanmarken unterscheiden. Manchmal hörte sie ihn bei den Instrumentenvitrinen an einer Leier drehen oder die Schlägel eines «hölzernen Gelächters», einer Art Strohxylophon, in Tätigkeit setzen.

Sie hatte bald ihr Alltagsleben, frei und doch gebunden, wieder aufgenommen: Sie las mit Miß Francis englische Autoren, studierte Kunstgeschichte und unternahm alltäglich weite Spaziergänge auf der Insel: hinauf durch die herrlichen Kastanienwälder bis zum Kirchlein Madonna della Seriola, wo sie stundenlang mit dem uralten Bewirtschafter der kleinen Schenke plauderte; oder zu dem einsamen Gasthaus Sensole, von dessen weinumlaubter Terrasse aus sie zu dem kleinen Inselchen San Paolo schwermütig hinüberblickte, weil es sie an ein fahrendes Schiff erinnerte, das dennoch nicht von der Stelle kam. Dann und wann rauschte auch eines der breiten Fischerboote mit den viereckigen, orangeroten Riesensegeln vorüber, die immer aussahen, wie von Sonnenunterganglicht beleuchtet.

Manchmal fuhr sie im Motorboot ohne Begleitung im raschesten Tempo irgendwohin ans Ufer: nach Lovere hinauf oder nach Predore mit seinem Wasserfall hinüber. Aber von solchen Ausflügen kehrte sie meist noch niedergeschlagener zurück. Eine schreckliche und ihr selbst unerklärliche Unruhe hatte ihre sanfte Trauer verdrängt. Sie las aufgeregt die Zeitungen, die spärlich genug eintrafen, sie sprach mit Miß Francis und dem Onkel über die Tatsache, daß die beiden Händler in Genua den Kauf der Geige gestanden hatten, ohne daß damit irgend etwas aufgeklärt worden wäre. Am vierten Tage nach ihrer Abreise fand sie am Nachmittag auf dem Tische ihres Zimmers einen Brief ohne Umschlag. Sie las:

«Liebe Signorina Faustina, ich sende diesen Brief an Miß Francis und hoffe, daß diese ihn weitergeben wird. Denn sie ist gut und liebt Sie. Nur ein völlig herzloser, ein herzensträger oder verworfener Mensch kann Sie nicht lieben, wenn er längere Zeit in Ihrer Gesellschaft ist. Mein Leben geht weiter, obwohl ich mir vorkomme wie nach der Amputation eines Beines oder Armes. So muß der berühmte einarmige Geiger Graf Zichy gefühlt haben. Das schlimmste ist, daß ich mir bei dem Konzert in Mailand einbildete, das Publikum wäre kühler als sonst, weil ich nicht auf meiner Stradivarius spielte. Wahrscheinlich ist es Neurasthenie, aber was kann man gegen seine Gefühle? Ich weiß nun, daß ich Sie liebe, wie ich niemals für möglich gehalten hätte, irgend etwas außer meiner Kunst zu lieben. Ja, ich sage es Ihnen ins Ohr und sonst niemandem, daß mir meine Kunst klein und unwichtig vorkommt gegen Sie. Das ist vielleicht Unsinn, aber ich hatte dieses Gefühl noch nie, wenn eine Frau, ein Mädchen mir nahestand, für längere oder kürzere Zeit. Ich nehme den zeitweiligen (wie wir hoffen wollen) Verlust meiner Geige als Symbol: er gibt mir Zeit und Möglichkeit, mich der Gewinnung einer anderen Kostbarkeit mit allen Kräften zu widmen. Ich werde mich Ihnen erst wieder nähern, bis ich mehr von Ihnen weiß als bisher, lassen Sie mich das einstweilen nur andeuten. Ich hoffe, daß Sie mir diesen Brief, der vielleicht der ernsteste ist, den ich jemals in meinem Leben schrieb, verzeihen werden, ich mußte ihn schreiben V. G.»

Faustina las dieses überraschende Schreiben mehrmals sehr genau und schloß dann lange die Augen: ein Liebesbrief, der erste, den sie bekam! Wie innig, wie menschlich! Und immer von neuem nahm sie den undurchschaubaren Inhalt des letzten und wichtigsten Satzes in sich auf: Was bedeutete er?

«. . . mehr von Ihnen weiß . . .»? Bei wem, heilige Madonna, Mutter Gottes, würde er sich erkundigen? Diese Deutschen waren so gründlich; gewiß hatte er schon irgendwen gefragt! Wen? Wer konnte ihm in Genua, wo niemand die Familie kannte, etwas verraten haben?

Faustina holte nachdenklich ein Briefpapier aus der Lade und überdachte, während sie im dritten Zimmer

(Fortsetzung Seite 284)

den Onkel wiederholt einige Läufe auf einem exotischen Blasinstrument spielen hörte, den Anfang eines kurzen Antwortbriefes, den sie selbst im Motorboot nach Sale Marasino bringen wollte. Der Geiger hatte wohl in seiner taktvollen Art keine Adresse angegeben, aber auf einem Papier des Hotels Continental in Mailand geschrieben. Dorthin konnte sie ihren Brief senden. Wieder las sie: «. . . bis mehr ich von Ihnen weiß . . .», kein Zweifel, er hatte irgend etwas erraten und würde nun bis ans Ende gehen, das mußte verhindert werden. Faustina nahm mit angstverzerrter Stirne die Füllfeder zur Hand und wollte eben zu schreiben beginnen. «Egregio e caro Signore», hatte sie schon die Ueberschrift formuliert, «Geehrter und lieber Herr Grengg», und setzte die Feder an, als sie plötzlich Geigentöne vernahm, ein seltenes Ereignis: der Onkel spielte Geige. Das letztemal hatte er vor mehr als einem Jahre gespielt. Meist strich er nur ein paar Töne auf seinen alten Bratschen und Gamben und Geigen an, heute spielte er nach langer Zeit wieder zusammenhängend. Was war es? Eine Schubertsonate, voll und sehr warm, beinahe wie ein kleines Cello klang es. Faustina schüttelte den Kopf und zupfte nervös an den Locken. Warum quollen ihr mit einem Male die Tränen in die Augen? War sie hysterisch und überreizt? Ach, dieser Brief hier vor ihren Augen und der singende Klang der Geige verschmolzen zu einem untrennbaren Ganzen, das ihre Erregung so sehr vermehrte, daß sie hastig den Brief des Geigers versperrte, die Augen trocknete und nach einigen Minuten, die sie angestrengt atmend am Fenster verbracht hatte — unten schwebte eben eines der orangegelben Boote antiker Form vorbei —, das Nebenzimmer mit den Statuen und Spiegeln durchquerte und erst an der Türe des Musikraumes anhielt. Nun beendete der Onkel eine Phrase, und Faustina hörte, wie er den Bogen niederlegte. Sie applaudierte und trat ein. Er stand, mit dem rechten Beine in der karierten hellen Hose wippend, mitten im Zimmer, wandte sich, die Geige noch in der Hand, sehr hastig um, sein hageres, an den Backenknochen wie mit rosa Farbe streifig bemaltes Gesicht zuckte, als er grinsend und sehr wortreich ausrief:

«Klingt fein? Du hast zugehört? Würde man nicht glauben, daß das eine ganz einfache Geige von Kaspar Tieffenbacher ist, was? Für 10000 Lire aus privater Hand lange vor deiner Zeit in Parme gekauft.» Er schwenkte mit seiner dürren, aber runzellosen Hand die Geige hin und her wie einen Klöppel. «Auf so einem Geigchen spiele ich wie dein verehrter Herr Grengg!» Er lachte laut und boshaft. Faustina errötete und sagte, mit Mühe lächelnd:

«Ist das diese Tiroler Geige? Ich hätte sie nicht erkannt.»

«Ja, ich muß sie einmal von einem erstklassigen Fachmann ansehen lassen», seine farblosen Augen liefen über das goldbraune Holz, «von dal Ponte in Venedig oder Koch.» Er grinste mit einem verrückten Ausdruck. «Ein Klang wie eine Stradivarius, wie?» Und wieder nahm er den Bogen auf und setzte die Sonate fort, dabei den Klavierpart mit Pfeifen und Summen andeutend. «Ob diese gestohlene Stradivarius von deinem deutschen Freunde einen besseren Klang hatte?» Faustina hatte sich abgewandt und stand am Fenster; das große Fischerboot segelte nun schon weit hinten über den tintenblauen See gegen Pisogne zu. «Nicht zu vergleichen natürlich, wirst du sagen, natürlich! Ist ja auch nicht möglich, ein Tieffenbacher und der große Stradivari!» Er brach mitten in einem Takte ab, öffnete die hohe Glasvitrine, in der eine Menge Instrumente standen und hingen, legte die Geige rasch hinein und zog den Schlüssel ab. «Na, lassen wir unsere kleine Violine wieder ausruhen von der Anstrengung!» Und zu Faustina ans Fenster tretend: «Ich habe eben einen Brief des Prinzen vom Lago Maggiore, er will von Stresa zu Besuch kommen, in etwa acht oder zehn Tagen. Willst du ihm nicht eine Zeile schreiben, Faustina? Tu's bitte! Natürlich, wenn du nicht willst, dann nicht! Ich bin kein böser «Vormund» aus der Commédia, aber der Principe würde sich freuen, und da du ihn doch wohl heiraten wirst . . .» Der Onkel verließ das Zimmer, sah nochmals herein und sagte noch: «Er ist auf seinem Schloß in Stresa.»

Faustinas Augen schimmerten wieder von Tränen und glichen tiefen Brunnen, in deren Grunde sich das Licht des Himmels im schwarzen Wasser spiegelt. Wie unendlich ferne gerückt war dieser Prinz nun von ihr! Ein freundlicher, angenehmer und nicht allzu dummer junger Herr; wie alle sehr reichen Menschen von einer Aureole umgeben, die aus verschiedenen Farben bestand: das Bewußtsein, daß solchen Menschen nichts unerreichbar ist, daß sie gleichsam über dem Leben stehen wie Philosophen, aber ohne das geringste eigene Verdienst, daß sie anderseits gezeichnet sind und sich zwangsläufig von allen andern unterscheiden müssen, da ihnen der Alltag mit Not, Sorge und Lebensangst fremd bleibt; eine Kuriosität, so hatte sie immer in seiner Gegenwart gefühlt, ein Schaustück war dieser vollkommen gekleidete Prinz, dem selbstverständlich war, was fast allen übrigen Leuten auf Erden Sensation, Glück, Erfüllung, Spannung bedeutete. Ob man jemals auch so werden konnte? Faustina trat ins Zimmer zurück und näherte sich unbewußt der Vitrine mit den Musikinstrumenten. Niemals! Denn man konnte doch keinen Menschen heiraten, den man nicht liebte! Und sie liebte — ja, wen liebte sie? Zum ersten Male in ihrem Leben fragte sie sich das nun; und sie erschrak über diese Frage so sehr, daß sie zu fühlen meinte, wie ihr Herz für Sekunden so unruhig schlug, als erwartete sie eine Katastrophe. Grengg? Zubiaurre? Niemand vorher hatte sie geküßt als diese beiden Männer. Wie unbegreiflich, daß dies in wenigen Tagen geschehen konnte! Der Spanier war schön, bezwingend, abenteuerlich, romantisch — halt, wieso war auch Grengg romantisch? Gab es zwei Arten von Romantik? Das Mädchen, blicklos auf die Geigen, Violen, eine Viola d'amour, ein Cello, eine eingelegte Theorbe starrend, errötete so tief, als hätte ihr jemand ein verletzendes Wort zugeflüstert. Ja, Grengg war auch romantisch, nicht ganz auf dem harten Boden des Lebens stehend wie jener andere, immer ein wenig schwebend, wie man das vom heiligen Francesco las; jetzt etwa unternahm er es, «mehr von ihr zu wissen» und ließ seine Geige, seinen Beruf im Stiche; würde das der andere jemals tun? Der hatte wohl gar keinen Beruf, genau wie der Prinz. War wohl auch so reich, stand «über den Dingen». Faustina betrachtete verträumt die Geigen hinter dem Glase des Schaukastens. Nein, Grengg mußte seine Geige suchen und durfte das nicht tun, was er im Sinne hatte! So eine kleine braune Dame mit schmaler Taille und langem Hälschen opferte er den Göttern, um eine lebendige zu gewinnen? Nein, es konnte nicht sein! Sie mußte ihm schreiben, sofort schreiben! Und Faustina lief mit fliegenden Locken in ihr Zimmer zurück, versperrte die Türe und warf einzige Zeilen ohne nachzudenken auf das Papier:

«Mein lieber und geehrter Herr Grengg», so begann sie auf deutsch und setzte italienisch fort, «ich habe Ihren Brief bekommen, er war sehr lieb, und ich danke Ihnen sehr dafür. Aber ich beschwöre Sie, wenn Sie irgend etwas für mich empfinden, unternehmen Sie das nicht, was Sie in der letzten Zeile andeuten. Es kann nur Unglück herauskommen. Nur Unglück für Sie und vor allem für mich. Vergessen Sie, daß ich lebe, wir haben ja beide eine kleine schöne Erinnerung, nicht wahr? Bitte, bitte tun Sie's! Leben Sie wohl! Alles Glück und allen Ruhm der Welt für Sie! Ihre Faustina.»

10. Kapitel

Mit einem Taxi kam Apt zum Grandhotel Colombia gefahren, rannte durch die Drehtüre, über die Treppe hinauf und klopfte sehr aufgeregt an Lenas Türe. Eine verschlafene Stimme fragte, wer draußen sei.

«Ich bin's, Apt, ich muß sofort mit Ihnen sprechen. Nehmen Sie sich etwas um und kommen Sie heraus, die Morgenzeitung.» Schon öffnete das Mädchen einen Spalt der Türe und steckte den strubbligen Kopf heraus:

«Was ist denn los? Hat man die Geige?»

«Himmel, wie reizend Sie aussehn!» rief Apt und schwenkte die Zeitung, die er aus der Tasche gezogen hatte. «Da, lesen Sie, Sie werden ebenso . . .» Lena las die Ueberschriften:

«Nein, man hat diesen Cavalcanti — um Gottes willen, das kann doch nur unser dicker Gomez gewesen sein! Weiß man schon, wer —?» Sie flog mit den Augen über die Zeilen. «Nichts — der Mörder hat den Namen Salimbeni genannt, das hat der Diener ausgesagt, schrecklich! Verstehn Sie es?»

«Ungefähr schon», nickte Apt und starrte Lena an, die einem aus dem Schlafe geschreckten Kinde glich; ihre rechte Wange war gerötet und zeigte Spuren von Kissenfalten, die Augen blieben weit aufgerissen, eine runde nackte Schulter sah aus dem seidenen Morgenrock. «Ich habe doch selbst Gomez geraten, sich mit dem Namen Salimbeni einzuführen, erinnern Sie sich? Oder sind Sie noch zu verschlafen, kleines Kind? Was sich da abgespielt hat, wird man wohl nie erfahren, Gomez hat vielleicht aus Wut, weil der Händler nichts zahlen wollte, geschossen.»

«Ja, so kann es gewesen sein», sagte Lena leise und las noch immer. «Ob sie den dicken Burschen fangen? Wir werden jedenfalls nichts sagen. Das Detektivbüro Apt & Plischmuth ist diskret.»

«Nichts sagen? Den Mörder nicht anzeigen?» fragte Apt erschreckt. Aber dann blickte er wieder in Lenas Augen und nickte: «Gut, Sie haben recht, was geht es uns an. Es widerspricht zwar meinem Charakter; aber wenn Sie meinen, ich habe ja schon so viel Sonderbares in diesen Tagen getan —.» Er sah so jämmerlich drein, daß sie lachte:

«Sie kommen sich sicher vor wie Don José, der von Carmen seiner Pflicht entfremdet wird.»

«Ist das die Oper? Die habe ich sogar einmal gesehen, aber ich erinnere mich nicht. Nur ‚Auf in den Kampf' und ‚Ach, wie so trügerisch' habe ich behalten.» Lena lachte so laut, daß der Schlafrock über den halben Arm hinunterglitt und sie ihn hastig hinaufziehen mußte:

«Letzteres ist aus ‚Rigoletto'. Sie sind wirklich köstlich! Mit Ihnen kann man sich nie langweilen.»

«Sie lachen mich aus, das ist nicht nett von Ihnen!» sagte Apt ernst und beugte sich ein wenig vor. Sie wurde sofort ebenso ernst:

«Wenn ich Sie damit verletze, tue ich es nie mehr. Ich meine es nicht böse!» Und sie sah ihn so liebenswürdig und anmutig an, daß er sein Gesicht sehr rasch dem ihren näherte, um sie zu küssen; worauf sie augenblicklich die Türe zuzog.

«Bitte, nur noch eine Minute!» flüsterte er, «wir müssen doch so viel besprechen!»

Sie öffnete den Türspalt:

«Tun Sie das nicht wieder, bitte!» sagte sie sehr leise und mit herabgekrümmtem Munde, «es macht mich traurig.»

Er sah sie verblüfft an und schwieg. Dann atmete sie tief auf und rief in völlig anderem Tone: «Cavalcanti ist tot. Er allein wußte, wer die Geige hat. Aber da ist doch dieser Salimbeni? Die Polizei wird rascher herausfinden als wir, welcher von den siebenunddreißig er ist. Sie können damit rechnen, daß er morgen verhört wird. Unter unseren letzten sechs muß er sein.»

«Wollen Sie jetzt gleich zu diesen sechs aus der großen Familie fahren? Ich habe heute vormittags nichts zu tun. Es wird doch nicht gerade der allerletzte unserer Liste sein.» Er holte diese heraus und las: «Mario Salimbeni, Vico del Fico, das muß im Hafenviertel sein, Netzstricker ist der Mann. Conte Emilio — wie? — ja, wirklich, ein Graf ist auch dabei. Wohnt bei der Station, Salita Famagosta, Salita ist eines der Treppengäßchen, wahrscheinlich in einem alten Adelspalast.»

HIMMELSCHLÜSSEL

Schöne Tage meiner Jugendzeit
Schaut ihr mich mit goldnen Augen an.
Ewig jung bleibt ihr dem Frühlingskleid . . .
Jahr um Jahr mir Silberfäden spann.

Himmelschlüssel schloß den Himmel auf.
Einmal sollst du dort mir Schlüssel sein,
Doch noch geb ich nicht für dich in Kauf
Aller Weltensonnen hellen Schein.

Schatzkästlein, das trüb und dunkel lag,
Sprang dir auf mit goldner Melodie.
Grüß dich Gott, du schöner Frühlingstag,
Oh, vergiß ihn liebe Seele nie!

Bunte Wiese, Busch und Waldrevier,
Anemonen, die der Wind bewegt . . .
Ach, sie alle sagen wieder mir,
Wie mein Herz dir, liebe Erde, schlägt.

Trag die Blume in der weißen Hand,
Rühre an, wen bittres Heimweh speist.
Bleibt die Liebe doch das stärkste Band,
Das kein Wahn der Menschen je zerreißt.

Himmelschlüssel meiner Jugendzeit
Haucht ihr wieder mir Erinnerung zu?
Gottes Engel geht mit mir zu zweit,
Schenkt Erfüllung mir und süße Ruh.

BRUNO SCHÖNLANK

«Ein Graf? Der wird uns sofort hinauswerfen lassen!» lächelte Lena.

«Man wirft mich nicht hinaus!» sagte Apt ohne jede Spur von Ueberhebung, und Lena mußte seine Sicherheit bewundern:

«Großartig, ein Versicherungsmann, der das von sich sagen darf! Also, ich bade, ziehe mich an, Sie leisten mir beim Frühstück Gesellschaft, alles zusammen neun Minuten, drei Sekunden.»

«Wie ist das möglich, kleine Lena?» fragte Apt und sah sie verliebt an.

«Ich halte die Weltmeisterschaft im Raschanziehen und den Leichtgewichtsrekord im Teetrinken!» Damit zog sie lachend die Türe zu.

*

Zubiaurre saß seiner Freundin in deren Zimmer gegenüber. Er war in bester Laune, klopfte immer von neuem auf die Morgenzeitung und ließ sich von ihr teilnahmslos liebkosen:

«Also, es ist die weitaus größte Chance meines Lebens, daß man unsern Check anstandslos honoriert hat. Ein reiner Zufall, daß der Kassier noch keine Zeitung gelesen hatte, als ich in den Banco di Roma kam. 50 000 Lire sind auffallend, wenn man den Checkaussteller ermordet hat, nicht? Zweite Chance: daß man das getan hat. Keine menschliche Seele ahnt, wer die Geige nun besitzt, mir hat es der leider so jäh ums Leben gekommene Herr Konsul ja auch nicht verraten wollen.»

Zubiaurre blinzelte und zeigte die schönen Zähne: nein, Marguerite hatte nichts bemerkt.

«Du wolltest dir doch aber den Namen sagen lassen, um noch etwas mehr Geld herauszubekommen? Nun haben wir 50 000 Lire, was ja recht viel ist, aber . . .»

«Wenn der Mensch es nun nicht sagen wollte!» lachte der Spanier. «Ich mußte doch sogar die 50 000 mit aller Mühe aus ihm herausholen.»

«Und was tun wir jetzt? Hast du dir die Züge nach Paris geben lassen?» Die kleine Dame mußte irgend etwas in seinem Gesichte bemerkt haben, denn ihr Stimmfall war unsicher und glich dem eines ängstlichen Vogels, wie sie ja im ganzen, was Lena mit frauenhaftem Instinkt sofort bemerkt hatte, etwas von einem Kolibri oder kleinen Paradiesvogel an sich hatte. «Wir fahren doch nach Paris?» Sie streichelte ihm über die Wange und wollte sich auf seine Knie setzen, aber er stand auf:

«Vielleicht später, ich muß jetzt diese andere Sache beenden.»

«Andere Sache? Ich dachte, das sei verfahren?» Und kläglich: «Ich war schon so froh, daß daraus nichts geworden ist!»

«Ich habe es mir überlegt. Man darf es nicht aus der Hand geben. Ich muß an den Iseosee.»

Sie hatte ihn beobachtet und kannte ihn zu genau, als daß sie nicht ein seltsames Zucken um Mund und Nase wahrgenommen hätte, das sie zu sagen veranlaßte:

«Du mußt? Du bist einfach in diese Italienerin verliebt! Schäm dich! Wie ein ungezogenes Kind bist du, keine Torte kannst du auf dem Tisch stehen sehen!» Sie versuchte das Ganze ins Humoristische abzubiegen, aber er sagte kurz und böse:

«Darf ich dich bitten, mir keine Vorschriften zu machen! Lorenzetti ist reich, das Mädel bildschön, ich habe dir genau erklärt, wie hier viel Geld zu holen ist, jedenfalls das Zehn- oder Zwanzigfache wie bei dieser Geigengeschichte.» Marguerite seufzte und hob die schmalen Schultern:

«Und ich dachte, wir würden jetzt endlich zur Ruhe kommen.» Dann nahe und schmeichlerisch: «Hjalmar, du hast mir versprochen, daß das unsere letzte Sache sein würde! Willst du nicht doch lieber dieses Lokal in Paris kaufen? Bei allen diesen Tricks und schiefen Geschäften, die du da seit Jahren machst, ist doch so viel Risiko —.»

«Ich fürchte mich nicht im geringsten.» Er sah mit seinem scharfen Blick an ihr vorbei. Dann plötzlich roh: «Du, ich habe eine Idee. Ich mache dir einen köstlichen Vorschlag: ich gebe dir 25 000 Lire, also die Hälfte meines augenblicklichen Vermögensstandes.» Er lachte kurz mit einem Mundwinkel, wo sich der Schnurrbart in die Höhe zog. «Und du machst dich selbständig, kaufst dir eine Bar oder ein Bonbongeschäft oder was du willst.» Sie starrte ihn aus ihren blau untermalten Augen an, die mit einem Male denen eines kleinen Raubvogels glichen: kalt und gefährlich:

«Aus also, du wirfst mich hinaus? Abfindung, nach vier Jahren, wie? Abgebaut, auf die Straße gesetzt, Schluß? Mit weniger als fünfhundert englischen Pfund!» Wie rasch sie das ausgerechnet hat; doch sehr tüchtig, mußte der Spanier flüchtig denken und trat ans Fenster: gräßliche Szene! War zu erwarten, mußte aber sein! Man konnte kein Gewicht am Fuß brauchen in diesem Augenblick. Zehntausend Lire wären auch genug gewesen — na, noblesse oblige!

«Ich werfe dich nicht hinaus, Margot», sagte Zubiaurre, «aber» — er zündete eine «Camel» an — «ich muß wieder einmal frei disponieren können.» Das Mädchen stellte sich dicht neben ihn und sah ihn mit verkniffenen Augen an:

«Ach, frei disponieren! Lächerlich! Du bist bis über die Ohren in diese Signorina verliebt, und das ist alles.» Es war nicht der geringste Oberton von verhaltenem Weinen zu hören, im Gegenteil, ihre helle Stimme wurde von Wort zu Wort sicherer und höhnischer. «Nein, das ist nicht alles: du hast wahrscheinlich von Cavalcanti den Namen des Geigenbesitzers erfahren und willst nicht mehr mit mir teilen.»

«Dummheiten!» Der Spanier hob die breiten Schultern, zugleich dachte er: unglaublich kluge und schlaue Person! Wenn man nicht andere Ziele hätte, man dürfte sich nicht von ihr trennen! Ach, andere Ziele, ganz andere Ziele!

«Aber das ist mir alles ganz gleich. Du wirst es noch bereuen, Hjalmar, das glaube mir! Jahrelang ist es dir gelungen, dich durchs Leben zu schwindeln. Einmal wirst du doch hängen bleiben.» Und noch näher: «Wie war das damals in Singapore, als du nur durch meine Geschicklichkeit freikamst? Wenn ich nicht als Madame Zubiaurre diesem eitlen Fitzgerald solche Avancen gemacht hätte!» Sie puderte sehr nervös die kleine Nase.

«Ich leugne das alles nicht. Aber in meiner augenblicklichen Situation — ich habe Pläne, bei denen ich keine Begleitung haben kann.»

«Verstehe genau! Oh, je comprends, mon cher!» Sie sprach sehr rasch französisch weiter: «Du willst heiraten, dich in ein warmes Nest setzen, eine schöne Frau, reich, erste Familie, du willst dich ‚ins Privatleben zurückziehen', ich verstehe! Zeig nicht die Zähne, ich fürchte mich nicht vor dir!» Und nach einer Pause, in der er wieder, sogar mit einem blitzschnellen Lächeln, denken mußte, ob es nicht doch besser sei, alles zu lassen, wie es war, und sofort diese Erwägung wieder verworfen hatte, sagte Marguerite langsamer: «Mit weniger als 500 Pfund also soll ich ein sogenanntes ‚neues Leben' beginnen. Ich bin 27 Jahre alt, Tropenjahre zählen dreifach. O nein, mein Lieber, so einfach mache ich es dir nicht.»

«Ich kann unmöglich mehr entbehren.»

«In wenigen Tagen oder Wochen wirst du zehnmal so viel haben, wie du selbst eben gesagt hast. Ich kann nicht wieder zu tanzen anfangen, kein Mensch in Paris kennt mich mehr.» Und drohend: «Hjalmar, zwing mich nicht zum Aeußersten. Ich habe von dir allerlei gelernt.» Er wandte sich wütend um und schleuderte die Zigarette in den Aschenbecher:

«Erpressung also, du wirst der Polizei von Genua an die Hand gehen, wie?»

«Nur, wenn du mich dazu zwingst.»

(Fortsetzung folgt)

Nach der Hausarbeit komme ich!

Hausarbeit macht die Pflege Ihrer Haut mit Nivea notwendig. Besonders Ihre Hände brauchen regelmässige Pflege. Reiben Sie sie darum jeden Tag einige Male und auch abends vor dem Schlafengehen gut mit Nivea-Creme ein. Sie werden dann trotz täglicher Hausarbeit weiche, zarte Hände haben.

In Dosen und Tuben Fr. 0.50 - 2.40
NIVEA-ÖL . . . . Fr. 1.75 - 2.75

SCHWEIZER FABRIKAT

Pilot A.G., Basel